

4|05

Grenzgänger

„In der Kunst kann ich
Sachen ausprobieren.“

Jürgen Mayer H.
Architekt, Berlin
www.jmayerh.de



Interview: Christian Welzbacher

Fotos: Jürgen Mayer H.



Planen. Bauen. Nutzen.

 **NEMETSCHKE**
BUILDING THE FUTURE

Name: Jürgen Mayer H.
Alter: 39
geboren in: Stuttgart
lebt und arbeitet in: Berlin
Grundstudium: Universität Stuttgart
Hauptstudium: Universität Stuttgart (Diplom 1992), The Cooper Union, NYC (1990-1991), Princeton University, USA (M.Arch. 1994)
Berufliche Stationen: Freier Architekt seit 1996, Assistenz und Lehrauftrag UdK Berlin (1996-2001), Gastprofessur Harvard University (2000/2003), Gastprofessur Kunsthochschule Berlin-Weißensee (2003), AA London (2003-2004), Columbia University (seit 2004)
heute: J. MAYER H.

Mit dem Stadthaus Scharnhäuser Park in der Gemeinde Ostfildern bei Stuttgart (1999-2002) wurde Jürgen Mayer H. als Architekt bekannt. Das viel beachtete Projekt, mit dem Mies van der Rohe-Preis ausgezeichnet, zeigt die architektonische Umsetzung von Ideen, die schon länger Gegenstand seiner künstlerischen Arbeit sind. Jürgen Mayer H. verfolgt einen Ansatz, den man als „konzeptuell“ bezeichnen kann: die Analyse von Ort, Kontext und Historie, ihre Abgleichung mit der Bauaufgabe, schließlich die Transformation in eine wenige zentrale Aspekte umfassende, konzentrierte Programmatik, die die gesamte strukturelle und formale Gestaltung des Entwurfs durchwirkt.

In Ostfildern ging es darum, einem Neubaugebiet auf einer ehemaligen Kasernenanlage das architektonische Rückgrat zu implantieren, dabei sämtliche öffentliche Funktionen in einem Stadthaus zu vereinigen. Neben den Stellen der Stadtverwaltung mit Büro- und Verkehrsflächen, Warteräumen, Festsaal und Trauzimmer waren die örtliche Bibliothek, die Musik- und die Volkshochschule, schließlich die städtische Galerie unterzubringen. Raumbedarf und vorgesehene Größe des Baus machten eine Verschränkung der Bereiche notwendig, einige Flächen, so die Überlegung der Planer, könnten gar zeitweilig geteilt werden.

Neben zahlreichen künstlerischen Projekten konnte der Architekt im letzten Jahr einen Wettbewerb in Sevilla gewinnen, der 2005 in die Bauphase gehen soll. Das nächste realisierte Projekt wird ein Mensagebäude in Karlsruhe sein, Grundsteinlegung ist im Frühjahr 2005. Jürgen Mayer H. unterhält sein Büro in der Bleibtreustraße in Berlin-Charlottenburg in einer umgebauten Wohnung. Das Gespräch findet in der Küche statt, bei grünem Tee und mit Blick auf eine imposante Brandwand im Hinterhof.



Treppe im Stadthaus Scharnhäuser Park, Ostfildern

BN: Die Selbstdefinition auf Ihrer Webseite erklärt, dass Ihr Büro an der Schnittstelle von Architektur und den Medien arbeitet. In wieweit haben diese Medien, vor allem neue, computergesteuerte Technologien, die Architektur und die Arbeit als Architekt verändert?

J. MAYER H.: Es gibt dabei vier Ansatzpunkte. Zunächst einmal der Planungsprozess, der durch die ganzen Computerprogramme flexibler und elastischer bleibt. Aber eigentlich setzen diese neuen Medien schon viel früher an, schon im Entwurfsprozess. Mit der Software kann man ganz andere Dinge ausprobieren und testen. Dann hat man natürlich noch ganz neue Möglichkeiten der Visualisierung, um auch dem Bauherrn das transportieren zu können, was man sich vorstellt. Das Vierte ist die Frage, wie sich diese Technologien im gebauten Raum spiegeln. Ein Beispiel für die neuen Techniken ist beim Stadthaus in Ostfildern der künstliche Regen über dem Eingang. Durch computergesteuerte Magnetventile kann hier eine ganz andere Art von Vorhangfassade produziert werden, die wiederum einen akustischen, einen visuellen Raum entstehen lässt, der sich ständig verändert.

BN: Macht der Computer also kreativer, phantasievoller?

J. MAYER H.: Nun ja, wir betrachten die Technologie von Anfang an als Teil des Materials der Architektur. Sie hört einfach nicht auf bei den Wänden und Decken, Baustoffen, Raumprogrammen. Das kann sich widerspiegeln in Lichtinszenierungen oder dem angesprochenen Wasserfall. Aber auch in der Gebäudesicherheit oder etwa in Konzepten von time-sharing der Räume: Inwieweit kann man beispielsweise computergesteuerte Logistik

einsetzen, damit sich auch die Benutzung von Raum modifiziert. Beim Stadthaus ist es zum Beispiel so, dass wir ein äußerst dichtes Raumprogramm vorgesehen haben, da jeder Benutzer nur einen geringen Raum zur Verfügung hat. Wir hatten uns erhofft, hier könnte die Möglichkeit entstehen, dass jeder Benutzer dann ein wenig von seinem Raum an den anderen abgibt, wenn er ihn nicht mehr braucht. Dass die Bibliothek etwa abends zum Teil der Galerie wird. Nur klappt die Idee, dass man hier flexibel mit Raumbespielungen arbeitet, nicht immer so, wie wir das gedacht hatten. Oft sind die Nutzer noch zu sehr im territorialen Denken verankert.

BN: Sind die Nutzer denn den Architekten und ihren Ideen hinterher?

J. MAYER H.: In Ostfildern war es zumindest ein Versuch. Vielleicht war das gerade an diesem Nutzungsbeispiel schwierig, weil es hier, zwischen Bibliothek und Galerie, einfach noch ein bisschen ungewohnt ist. Da geht es natürlich auch um Probleme wie Personal oder die Sicherheit, weil man eben eine Aufsicht braucht. Dass wir damals die Flexibilität der Räume so stark betont haben, lag jedoch auch im geforderten Konzept, das sich das „transparente Rathaus“ nannte. 1998 wurde das Datenhandling im Internet, auf den

„Ich habe die künstlerischen Arbeiten nie unabhängig von der Architektur gesehen.“

Stadthaus Scharnhauser Park, Ostfildern



Webseiten von Städten im Netz, eingeführt. Das soll die Kommunikation mit den Bürgern verändern und vereinfachen. Wir wollten dann den Effekt auf die gebaute Architektur untersuchen. Es sollte also die strenge Trennung zwischen den Abteilungen aufgehoben werden. Virtuell ist das Haus ja 24 Stunden offen. Wenn aber diese Versorgungsfunktionen ins Netz abwandern, dann braucht das reale Haus nicht allein neue Nutzungen, sondern auch Attraktionen, um seine Bedeutung im Stadtraum zu behaupten. Die gebaute Architektur sollte aber gerade dadurch, dass sie so multifunktional gedacht war, die Verbindung zum Internet und den neuen Medien ausdrücken. So sollte das Gebaute mit der Web-Präsenz der Stadt rückverankert werden.

BN: Einen Vorentwurf zum Stadthaus Ostfildern in Form eines Glasmodells haben Sie wie ein autonomes Kunstwerk behandelt. Es ist heute in der Sammlung des MoMa in New York. Sie haben selbst, vor ihrem ersten Bauwerk, künstlerisch gearbeitet. Inwieweit war dieses Denken für Ihre entwerferische Tätigkeit befruchtend?

J. MAYER H.: Ich habe die künstlerischen Arbeiten nie unabhängig von der Architektur gesehen. Und ich habe auch die Architektur nie unabhängig von den künstlerischen Ansätzen gesehen, also Ansätzen, die gesellschaftspolitisch oder kulturell bedingt sind.



Mensa Karlsruhe (Baubeginn 2005)

Der Hauptunterschied zwischen Kunst und Architektur liegt für mich eher im Maßstab und der Frage, wie schnell ich Dinge realisieren kann. Mit der Kunst kann ich Sachen ausprobieren, Themen und Konzepte. Das kann man bei Architekturwettbewerben auch, aber es dauert viel länger, bis es umgesetzt wird, und es wird viel stärker verändert. Und Architektur hat ganz andere Budgetanforderungen.

BN: Ist diese Rolle des Grenzgängers akzeptiert?

J. MAYER H.: Ich habe kein Problem mit den Disziplinen. Für mich gibt es Ideen

– und die sind entweder besser darstellbar durch Architektur oder durch Kunst. Das war am Anfang eher immer ein Problem derjenigen, die meine Arbeit wahrnahmen. Und das machte sich auch bei der Akzeptanz bemerkbar. Die Künstler sagten immer, „Architekten denken kommerziell“, die Architekten meinten, „Künstler sind keine richtigen Architekten“. Was mich betrifft, hat sich das aber mit dem Stadthaus geändert. Seitdem muss ich mich nicht mehr rechtfertigen. Im Gegenteil, durch das Projekt ist jetzt viel klarer, was mir vorschwebt. Das Haus wird mittlerweile wie eine Art Brückenkopf zwischen den beiden Disziplinen angesehen, und es zeigt, dass die Verbindung ganz gut funktioniert. Ein Beispiel ist da der künstliche Wasserfall. Der entstand eigentlich durch die Auseinandersetzung mit der Kritik an der Moderne, also der Behauptung, dass Flachdächer immer lecken. Das haben wir aufgenommen und übersteigert zum Wasserfall als Gestaltungselement. Was eigentlich aus dem architekturinternen Diskurs kam, wird jetzt als Kunst am Bau wahrgenommen.



Bettwäsche mit temperaturempfindlichem Datensicherungsmuster

BN: Welche Vorbilder haben Ihnen dabei geholfen, Ihre eigene Herangehensweise an Architektur zu finden?

J. MAYER H.: Ich wollte früher Kunst studieren. Dann habe ich mich aber immer mehr für dreidimensionale Objekte interessiert, Dinge, die räumlich erfahrbar waren, wie die Skulpturen von Richard Serra. Da mich die Arbeit in unterschiedlichen Maßstäben interessiert hat, war die Frage, welche Ausbildung sinnvoller sein könnte. Mir schien das bei der Ausbildung als Architekt besser. Vorbilder kamen dabei eigentlich erst später. Donald Judd oder Cy Twombly waren wichtige Figuren oder Dan Graham. Aber dann auch John Heijduk oder Diller und Scofidio. Das waren vor allem Vorbilder, wie so eine Praxis aussehen kann, wie beispielsweise ein Büro funktionieren kann, das sich an den Schnittstellen von Architektur und Kunst bewegt. Deswegen bin ich später an die Cooper Union in New York und dann nach Princeton und habe dort meine Master gemacht. Es gibt aber, das muss man sagen, nicht viele Büros, die so funktionieren.

BN: Liegt das auch an der Ausbildung. Zumal in Deutschland?

J. MAYER H.: [nach längerer Pause] Bestimmt. [nach einer weiteren Pause] Ich glaube, was in Deutschland wenig unterrichtet wird, ist, dass Architektur ein kulturkritisches Element sein kann, ein Medium, mit dem man Aussagen treffen kann über die reine Funktionserfüllung hinaus. Generell gesprochen wird dieser Ansatz in Amerika mehr unterrichtet. Aber auch dort gibt es wenig Büros, die dann in diesem Sinne arbeiten. Die deutsche Ausbildung war immer sehr stark an Funktionserfüllung orientiert. Wenn man noch darüber hinaus ein gewisses Konzept hatte oder eine Idee zur Gestaltung, dann waren eigentlich schon alle zufrieden. Für mich selbst ist Architektur, ähnlich wie auch Schreiben, eine Möglichkeit, ein Statement abzugeben. Architektur ist auch ein Aussagemittel.

BN: Viele junge Büros bedienen sich künstlerischer Konzepte, treffen Aussagen, üben Kritik. Sie tun dies über Aktionen, Happenings, Provokationen – aber wollen doch letztlich bauen. Wie haben Sie den Sprung vom Künstlerarchitekten zum bauenden Architekten geschafft?

J. MAYER H.: Bei mir ging das nur über Wettbewerbe. Das ist immer ein Ansporn dazu, eine Übung, Gedanken zu klären und Ideen rüberzubringen. Es ist vielleicht einfacher, man hat direkte Auftraggeber, egal wo sie nun herkommen. [lacht] Das Wichtigste aber ist, dass man die Herangehensweise, die man in den Performances oder Installationen hat, auf die Architektur überträgt. Dass man weiterhin versucht, Programme zu hinterfragen, architektonische Ausdrucksmittel zu hinterfragen. Also bei einem gesamtheitlichen Ansatz von Architektur zu bleiben und auch beim Anspruch, mit Architektur gesellschaftskritisch zu handeln.

BN: Wie könnte das aussehen?

J. MAYER H.: Ich habe beobachtet, dass sich eine Art „Rhetorik“ etabliert hat, die etwa so funktioniert: Sobald etwas einen gesellschaftlichen Anspruch entwickelt, geht man davon aus, dass es mit einer antirepräsentativen, antiästhetischen Haltung daherkommt, auffällig „undesigned“ oder „Low-tech“ ist: Da sieht man dann Gerüste, Gitterzäune, Kartons. Ich glaube aber hingegen, dass es auch mit einem positiveren gesellschaftskritischen Moment geht, das aus dem gestalterischen Anspruch kommt. Trash muss nicht immer moralisch sein, wie manche Leute das meinen. Diese Meinung ist eher eine rhetorische Geste. Aber genauso ist es ein Klischee, dass Menschen, die sich um Gestaltung kümmern, entrückt sind. Da wird eine Dualität aufrechterhalten, die ich nicht verstehe. Dabei widersprechen sich gestalterischer Anspruch und Gesellschaftskritik gar nicht. Beides kann voneinander profitieren.

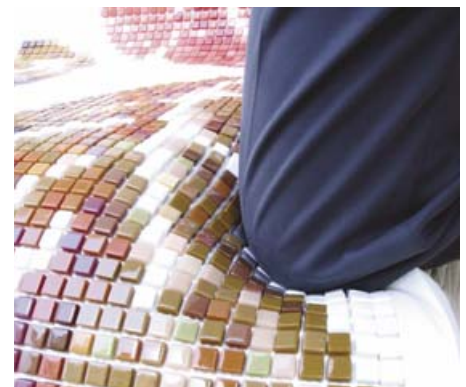
„Trash muss nicht immer moralisch sein, wie manche Leute das meinen.“

BN: Wenn Sie die gesellschaftliche Verantwortung des Architekten betrachten, wäre es eine Herausforderung, stärker in den Alltag einzudringen und Bauaufgaben zu gestalten, die bislang jenseits des Zugriffes waren: Supermärkte, Fertighäuser, Currywurststände, Tankstellen?

J. MAYER H.: Ich glaube, dass es gar nicht die Entscheidung der Architekten ist, dass sie da nicht mitmachen. Jeder würde wohl gerne einmal so eine Bauaufgabe bearbeiten. Die



Soft Mosaic Collection für Bisazza



Detail Soft Mosaic

Bauherren sind da wohl eher verantwortlich, weil sie denken, Architektur wäre zu teuer oder Architekten würden sich dafür nicht interessieren. Vielleicht ist das auch ein Bild, das Architekten selbst produziert haben in den letzten Jahren. Bei Fertighäusern gibt es ja auch positive Beispiele, die zeigen, dass man auch mit wenig Geld etwas machen kann. Auch bei Supermärkten gibt es genügend Vorbilder, so wie die amerikanische Best-Kette, deren Filialen das Büro SITE gestaltet hatte.



Beitrag zur Ausstellung „Glamour“ im MoMA
San Francisco

BN: Müssen sich Architekten heute für Dinge jenseits ihrer eigenen Disziplin interessieren?

J. MAYER H.: Müssen sie nicht. Aber es ist natürlich interessanter, wenn sie es tun. Ich finde es produktiv. Das muss gar nicht Kunst sein. Auch Jura oder Medizin, Naturwissenschaften. Jeder hat ja seine eigenen Inspirationsquellen, die ihn verändern und die eigene Disziplin hinterfragen. Auch Religion kann so etwas sein.

BN: Und welche Inspirationsquellen sind es in Ihrem Fall?

J. MAYER H.: [kurze Pause] Die liegen am ehesten im Kunstbereich...

BN: Oder Orte? Orte, die Sie aufsuchen...

J. MAYER H.: Ach. Das ist einfach. Ich finde den Breitscheidplatz ganz toll. Das ist eine Art Hassliebe: Der Platz ist extrem hässlich und extrem aufregend gleichzeitig. Eines meiner liebsten Gebäude ist die Eiermannkirche. Sie bildet eine Baugruppe, wie eine Familie. Mit „Kirche“ assoziiert man ja eigentlich Flucht aus der Stadt. Gleichzeitig ist man aber, durch den ganzen Uringestank, so stark mit der Stadt verbunden. Und der Platz drumherum funktioniert wie ein Jahrmarkt, mit seinen unterschiedlichen Bespielungen,

die immer im Kontrast zur Kirche stehen. Dann gibt es hier die Geschichte: Die Zukunftseuphorie der Nachkriegszeit ist hier noch immer spürbar. Und dann gibt es Versatzstücke von Großstadt im Mikromaßstab. Es gibt das „Hochhaus“, es gibt die „Unterführung“, es gibt den „Eingang“ in den Kurfürstendamm. Der Platz selbst ist ja relativ klein, aber er verweist auf einen ganz anderen Maßstab. Hier kommen ganz viele Themen zusammen: ein Mikrokosmos für Architektur und Gesellschaft.

BN: Ist Berlin ein guter Standort für die Zukunft?

J. MAYER H.: Ich fühle mich hier wohl. Aber das tue ich sicher auch, weil ich nicht nur in Berlin bin. Als Ausgangspunkt ist die Stadt extrem gut. Sie verändert sich, sie ist international verknüpft. Die Kommunikation nach außen wird gut wahrgenommen.

BN: Aber Sie sind nicht nach Mitte gezogen mit Ihrem Büro. Bewusst?

J. MAYER H.: Es gefällt mir in Westberlin ganz gut [er lacht]. Ich kann nicht sagen, woran das liegt. Das ist eine andere Art von Theorie, an der ich bastele.

„Das Wichtigste ist, dass man die richtigen Menschen findet, mit denen man zusammenarbeiten will.“

Ich weiß noch nicht, ob sie hält: Ich glaube, dass man in gewisser Weise mit seinen Arbeiten immer die eigene Kindheit aufarbeitet. Deshalb wird es auch immer „Retro“-Tendenzen geben, weil jede Generation ihre Anfänge wieder verarbeiten muss. Also in gewisser Weise sind es auch Sentimentalitäten. Vielleicht gefällt es mir in diesem Sinne besser im Westen als in Ostberlin. Diese forcierte Zukunftseuphorie, die Westberlin in den sechziger und siebziger Jahren aufgebaut hat, die spricht zu mir. Mit der Sentimentalität der Altstadt wiederum, wie sie in der Gegend um den Hackeschen Markt geworden ist, kann ich nichts anfangen. Ich komme aus einer relativ kleinen Stadt. Mir ist das zu eng. Hier im Westen genieße ich auch eine großstädtische Anonymität.

BN: Alle reden von China? Wovon spricht man in Ihrem Büro?

J. MAYER H.: Von Berlin und der Welt [lacht]. China ist auch ein Thema. Ich hatte auch eine Anfrage, mit meinen Studenten nach China zu kommen, da haben wir uns den Ausbau von „Cruise-City“ in Shanghai angeschaut. Aber China ist nur eine von vielen Optionen. Wir haben so viele spannende Projekte in Polen, Belgien, Spanien, in Amerika. Auch in Deutschland. Und ein bisschen auch in Berlin. Gerne würde ich in Berlin etwas machen, aber ich bin darauf nicht so fixiert. Es passiert da, wo es passiert. Das Wichtigste ist, dass man die richtigen Menschen findet, mit denen man zusammenarbeiten will.